

Sonntags-Blatt



Gratisbeilage zum „Mar-Bote“, Kreisblatt für den Untertannenskreis.

Redaktion, Druck und Verlag der Kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei von Gebhard Reichel in Augsburg.

Josephas Glück.

Erzählung von Carry Brachvogel.

(Nachdruck verboten.)

„Das muß eine reiche Gemeinde sein,“ dachte Malwiz verglich im stillen das ländliche Schulhaus, das seinem Vortrat unterstand, mit diesem hier.

Der Vergleich mußte nicht sonderlich ausfallen, denn es stimmte etwas in sich hinein.

Dann tauchte auf einer Felskuppe ein kleines, schloßartiges Gebäude auf. Das konnte Marienberge sein. Weshalb hätte sonst sein Herz, sein kühles ein paar jähe Sprünge getan? Eine Viertelstunde später stand er Josepha.

Sie trat ihm unbefangen entgegen, mit einer ausgeglichenen Ruhe, die er nie zuvor an jemandem gekannt hatte.

Er musterte sie rasch. Sie war noch hübsch anzusehen mit großen, schlanken Gestalt und reinen, dunklen Zügen. Freilich an den Schläfen schimmerte schon Silber, und in das Gesicht lag die Zeit manches Rätselzeichens. Aber wie sie jetzt da stand, in dem knappen, dunklen Kleid mit den feinen Stickereien um Hals und Handgelenke, war sie eine Frau, die man noch lieben, auf die ein Mann immer noch stolz sein konnte. Sie reichte ihm die Hand.

„Was verschafft mir die Ehre,“ fragte Malwiz.

„Die Ruhe machte ihn betroffen,

er unsicher. Es war nicht ganz leicht, von Erinnerungen zu reden, wenn man klipp und deutlich wurde: „Was verschafft mir die Ehre?“

Er beugte sich ein wenig vor, um ihr in die Augen zu sehen, und entgegnete mit gedämpfter Stimme: „Wie Sie nur fragen?“

Sie lächelte ein wenig und sagte: „Verzeihung, ich hatte einen Augenblick lang vergessen, daß Sie jetzt Gutsherr sind und also für gemeinnützige Bestrebungen Interesse haben. Sie wollen natürlich die kleine soziale Arbeit sehen, die ich hier tue. Das ganze Jahr über kommen ja Menschen, die wissen wollen, was ich hier ins Leben gerufen habe, selbst die Regierung hat schon einen Herrn geschickt. Kommen Sie, ich selbst will Ihnen das neue Schulhaus zeigen, den Kindergarten, das Frauenasyl, die Haushaltungsschule. Und ich will Ihnen auch erzählen, was ich noch für die Zukunft plane. Ich bitte Sie aber nur, Ihre Erwartungen nicht allzu hoch zu spannen. Ich bin auf diesem Gebiete eben doch nur Autodidaktin und weiß, daß vieles besser gemacht sein könnte, als es mir gelang.“

Nun schritt er an ihrer Seite durch die hohen, lustigen Zimmer der Schule und durch den großen Garten, in dem die Kleinen spielten, die noch nicht lernten.

Er sah die zweckmäßigen Einrichtungen der Wirtschaftsschule und die peinliche Sauberkeit und Bequemlichkeit des Frauenasyls. Er sah noch mehr! Er sah, wie die Hände der Kinder sich zutraulich zu Josepha hinreckten, wie die Augen der Frauen dankbar leuchteten, wenn sie zu ihnen trat. Er sah's, bewunderte wohl auch im stillen und konnte doch ein Gefühl der Verdrossenheit nicht los werden.

Das alles ging ihn doch gar nichts an! Und wenn's ihn erst anging, dann sollte hier eine

andereucht Platz greifen! Zunächst würde er nie erlauben, daß seine Frau so viel Geld für fremde Menschen vertrat, und dann mußte hier Ordnung Platz greifen, gute Sitte.

Als die Besichtigung zu Ende war, kehrten sie nach dem Schloß zurück.



Adolf von Menzel.

(Bis 100. Wiederkehr seines Geburtstags am 8. Dezember.)

Die Sonne schien warm, Josepha ließ auf einer großen, vom Weinlaub umspinnenden Terrasse den Tee servieren.

Man sprach über dies und jenes, gleichgültige Dinge, bei denen jedes seinen Gedanken nachhing.

Malwiß wurde immer nervöser, unruhiger. Er wollte von dem reden, was ihn hergeführt, und fühlte, daß Josepha ihm auswich.

Es begann schon leise zu dämmern, und um sieben Uhr ging der letzte Zug, der ihn in die Residenz zurückbringen konnte.

Da sagte er ziemlich unvermittelt: „Frau Josepha, ich habe Ihnen noch etwas abzubitten.“

Eine feine Röte überflutete ihr Gesicht.

„Sie irren, Herr von Malwiß! Sie haben mir nichts abzubitten, sondern ich habe Ihnen zu danken.“

„Zu danken? Sie mir —?“

„Ja, ich Ihnen, denn durch Sie, Herr von Malwiß, habe ich leiden gelernt.“

Er wollte sie mit einer brüsten Aufwallung von Zärtlichkeit unterbrechen, sie aber hob abwehrend die Hand und fuhr fort: „Damals, als Sie von uns gingen, da lag ich hingemäht vom Leid, bewußtlos wie eine Sterbende. Als ich jedoch wieder zu mir kam, da merkte ich, daß ich zu einem neuen Leben erwacht war. Zum ersten Male spürte ich, weil ich selber litt, das große Leid, das über die ganze Menschheit ausgebreitet liegt. Und spürte auch zum ersten Male, daß ich zu den Bevorzugten des Schicksals gehörte, denen es vergönnt ist, einen kleinen Bruchteil des großen Menschenlebens zu lindern. Allmählich, von Tag zu Tag, von Leid zu Leid, bin ich da eine andere geworden. Früher, da fragte ich mich wohl jeden Abend: „Was für ein Glück bringt der morgige Tag?“ Heute aber frage ich mich jeden Abend: „Was für ein Glück schenkt du am morgigen Tag?“ Und dies unsäglich schöne Gefühl, Herr von Malwiß, danke ich nur Ihnen, der Sie mich das Leiden gelehrt!“

„Josepha, jedes Ihrer Worte trifft mich wie ein Messerstich! Ich, ich hätte Sie zu dieser bitteren Resignation gebracht?“

„Nicht bitter, nicht Resignation! Denn resignieren heißt doch bedauernd entsagen. Ich aber bedaure nichts und entsage nicht. Ich habe geirrt und gefehlt, wie jeder von uns irrt und fehlt, aber jetzt mache ich wieder gut. Und Sie müssen auch nicht denken, daß ich ein strenges Bisherinnenleben führe. Außerlich hat sich mein Dasein nur so weit verändert, wie es sich für meine Jahre und für mein Alleinsein ziemt. Die Grundlage aber ist eine ganz andere geworden. Früher lebte ich nur für mich, jetzt lebe ich für andere.“

„Und dies Samariterdasein macht Sie glücklich?“

„Ja.“

„Restlos glücklich?“

„Restlos zufrieden!“

„Zufrieden? Josepha, kann das arme Wort zufrieden der Frau genügen, die einst den goldenen Becher jubelnden Glücks in den Händen hielt?“

„Es genügt mir vollkommen. Ich verlange nichts Besseres vom Leben mehr, als mein Tagewerk und meinen Frieden.“

„Und wenn nun einer käme, Josepha, einer, der Sie bäte: Teile dein Tagewerk mit mir und deinen Frieden und —“

Das kleine, spöttische Lächeln von einst trat auf ihre Lippen. „Sie werden pathetisch, Herr von Malwiß! Von dieser Seite kannte ich Sie noch gar nicht.“

„Spotten Sie nicht, Josepha! Ich meine es ernst. Mein Herz ist Ihnen treu geblieben all die Jahre her —“

„Auch als Sie heimlich abreisten? Auch als Sie sich mit dem reichen Amerikan-Girl verlobten? Nein, Herr von Malwiß, wir wollen die Vergangenheit ruhen lassen. Ich bin mit meiner Gegenwart zufrieden und wünsche Ihnen alles Gute für die Zukunft! Und nun verzeihen Sie, wenn ich unhöflich scheinen und Sie zum Aufbruch

mahnen muß! Mein Wagen wartet bereits auf Sie — Sie versäumen sonst Ihren Zug!“ —

Von der Terrasse aus sah Josepha dem davontrollenden Wagen nach, bis er als winziges Pünktchen am Horizont verschwand, wie einst Malwiß aus ihrem Gesichtstrace geschwunden war.

Dann trat sie ins Zimmer zurück.

Sie hätte gern ein wenig nachgedacht und gegrübelt über die seltsamen Wege des Schicksals, das den Mann ihres Herzens von ihr gerissen, da sie ihn geliebt hatte und ihn ihr heute zurückführen wollte, da er ihr nichts mehr galt, da sie ihn in seiner ganzen Wichtigkeit und Unwandelbarkeit erkannt hatte.

Aber zum Grübeln blieb keine Zeit.

Die Post hatte reichen Einlauf gebracht. Die Amtinnen der Haushaltungsschule kamen mit ihren Rechnungen. Eine Schwerfranke im Heim wollte Frau Neuhof noch heute sprechen, um ihr, für den Fall des Todes, eine letzte Botschaft aufzutragen.

Zum Grübeln blieb keine Zeit.

Josepha lebte ja nicht mehr für sich, sondern für andere. So schob sie alle Gedanken an eigenes Erleben beiseite und ging mit klarer Stirn und frohem Sinn den mannigfaltigen Geschäften nach, die heute noch auf sie warteten.

E n d e.



Rismet.

Kriegserzählung von der Dardanellenfront.

Von Johanna Weiskirch.

(Nachdruck verboten.)

Wieder einmal feierten die osmanischen Heere der Dardanellenfronten einen ihrer glänzenden, mit Unterstützung der deutschen Bundesgenossen erkämpften Sieg. Auf der Festung Sedibahr, die mit der an der kleinasiatischen Küste der Dardanellenstrasse ragenden Feste Rum-Kalefi den Eingang zum Kleinod der Türkei zu Konstantinopel, hütet, war die türkische und deutsche Besatzung in begeisterter Stimmung. Namentlich in einer der Batterien herrschte eine frohe Siegesstimmung. Da saßen die Helmen auf und unter geschmückten Geschützen und Proben und lauteten mit frohendem Lächeln den zündenden Ansprachen zweier Kameraden: eines türkischen und eines deutschen. Eng umschlungen standen sie auf einer Höhe und ließen abwechselnd den Sultan und den Deutschen Kaiser hochleben. Raum war das jubelnd aufgenommene „Padiſchah İmî tîhod jîkî (unser Padiſchah lebe hoch!) des osmanischen Soldaten verhallen, forderte der deutsche Kamerad mit einem jauchzenden: „Seine Majestät der Kaiser: Hurra! Hurra! Hurra!“ die Versammelten auf, einzustimmen. Zwischen durch wurden türkische Festpreisen und Süßigkeiten in großen gläublichen Mengen verteilt, zahllose Zäſchen schwarzen Kaffees schlürft und noch zahllosere Zigaretten geraucht.

Das alte Faktotum der Forts, der invalide Kaffeetisch (Koffeetisch) konnte seines duftenden starken Trankes gar nicht genug an dem rotglühenden Holzkohlen-Rangal lochen. In klappernden Polster schürfte er mit dem gefüllten Tablett durch die Reihen der Soldaten, die leeren Zäſchen mit einem Segensspruch in Empfang nehmend, die vollen mit Schmunzeln überreichend. Dabei nahm er zur Feier des Tages nicht einen Para für den Kaffee. Denn an einem solchen Tage Allah tausendfach gesegneten Tage sich bezahlen lassen von denen, die ihr Leben in die Schanze geschlagen hatten? Dessen hätte sich der griechisch-türkischen Kriege invalide gewordene alte Soldat denn auch in Grund und Boden hinein geschämt! Nur für die Lederriemen, die er ihm besorgte Dolum, Galwa, die gerösteten Erdnüsse, Pistazien und Mandeln, und die unzähligen Sorten von Bonbons fanden reichliche Absatz.

Der türkische Garloch, der aus einem anderen Winkel des Forts seine hunderterlei Speisen herbeibrug, wollte dem Invaliden an der ländlicher Geminnung kein Fota nachsehen. Auch er verabreichte der Siegesfeier alles zum Selbstkostenpreis und schenkte den Scherzenden verschiedene Limonaden, auch ein Gläschen Rasit, vollständig und gestickt aus. Auch Früchte, die den Eindruck machten, als ob sie im gelobten Land gewachsen seien, gab er um Allahs Lohn.

So reichlich die Besatzung auch aus der Mannschafftsküche vertriehen worden war, namentlich mit dem türkischen Nationalkeiſch, dem so ließen sich die jungen Helmen des Garlocks Rebeb, Dolma, Rami gefüllten Kabab, die gedadenen und geschmorten Fische, Keimel Ziegenkäse noch sehr gut schmecken. Später blieb es beim Kaffee, dem Scherbet und den Zigaretten, wobei die Wogen der Freude und geisterung hochauf gingen.

Einer der deutschen Kameraden schlug vor, einige Lieder zu singen. Da machte denn der alte wüſtrotzige Janitscharengeist in wehmütigen klingenenden Weſen wieder auf und neuere Liebeslieder schmeichelten

sehnuchsvoller Klage ins Ohr. Zum Dirigenten der deutschen Kameraden hatte sich ein junger Westfale auf ein Geschützrohr gestellt und be-
 richte von dort aus mit sehr ausdrucksvollen Bewegungen die „Wacht
 am Rhein“ und „Deutschland, Deutschland über alles!“

Dabei zeigte es sich, daß die Mehrzahl der türkischen Kameraden
 beiden Lieder der Melodie nach sehr gut kannte, einige auch mehr
 weniger gut die Worte. Einer aber sang sie so voll tiefer Bewegung
 heiliger Begeisterung mit, daß es dem Dirigenten auffiel: ein mit
 Charge eines osmanischen Feldwebels bekleideter breitschulteriger,
 gebräunter Mann, der sich während der allgemeinen Lust ziemlich
 som und ernst verhalten hatte. Beim ersten Ton der „Wacht am
 Rhein“ war er, wie magnetisch angezogen von den machtvollen Klängen,
 einer Ecke der Batterie zu den um das Geschütz mit dem Westfalen
 sammelten Deutschen getreten und hatte das Lied so mitgesungen,
 es eigentlich nur ein Deutscher singen kann. Immer wieder gingen
 Blide des jungen Dirigenten zu dem maosnischen Jüs-Baschi hin,
 Gedanken, während er sang, in weiter Ferne zu weilen schienen.
 Westfalen kam er, je öfter er nach ihm hinsah, bekannt, ja fast ver-
 traut vor. Irgendwo mußte er den fremden Mann doch schon gesehen
 haben. Aber wo und wann? In der Batterie noch nicht, denn der Jüs-
 Baschi war erst seit wenigen Stunden in der Festung. Und doch — und

Die „Wacht am Rhein“ war beendet und es folgte „Deutschland,
 Deutschland über alles“. Wieder sah der Westfale nach dem Türken und

in auch dessen Bild in den seinen.
 es auch nur für einen kurzen
 Bild war, so überzeugte er den
 geradesu davon, daß er
 Jüs-Baschi schon im Leben be-
 kannt. Auf dessen Angesicht lag jetzt
 der Begeisterung ein leiser Zug
 Schmut, der den jungen Westfalen
 berührte. Und wieder trafen sich
 Augen, und diesmal schien auch der
 in seinem Gedächtnis zu suchen,
 in dem deutschen Kameraden schon
 er sei. Fast gewaltsam mußte
 der Westfale zur Heiterkeit zwingen,
 die Lieder gesungen waren; so sehr
 schätzte ihn der Türke. Wenn er
 einmal hätte sprechen können,
 daß er Deutsch konnte, das unter-
 schied dem geringsten Zweifel für ihn.
 Die Gelegenheit dazu kam schnell:
 der junge Westfale gedacht hatte:
 am selben Abend. Nach den Lieder
 die übermüdete Festimmung
 umheren gewichen, und auf manch
 Westfale malte sich schmerzliches
 nach. Auch machte sich nach den
 Kampftagen die Müdigkeit bei
 zischen geltend, so daß sie ihre
 hätten aufsuchten, ehe die dafür
 beste Stunde da war. Nur hier
 sahen einige der Kameraden
 ihrem Gespräch beisammen, die
 dem Kaffeetisch noch einmal hatten
 welchem Raue versehen lassen,
 ihnen auch der junge Westfale
 der Jüs-Baschi. Der setzte sich
 abseits und sah mit einem so
 gelichen Ausdruck im Antlitz durch
 der Schießscharten der Batterie
 Meer hinaus, daß der Deutsche
 Versuchung, ihn anzureden, nicht
 widerstehen konnte. Leise trat er an die Seite des Osmanen
 sagte: „Daß ich eine Minute stören, Herr Kamerad? Ich müßte
 fragen, wenn ich nicht vorhin aus Ihrem Gesang entnommen
 daß Sie die deutsche Sprache beherrschen? Habe ich recht?“

Ein Augenblick schien es, als ob der Jüs-Baschi den Frager zurück-
 wollte, dann aber glätteten sich die Unmutsfalten auf seiner Stirne
 er sagte: „Ja, Sie täuschen sich nicht, ich spreche Ihre Sprache,
 Sie ist die meiner Mutter, meines Geburtslandes.“

„Sie sind Deutscher? Aber wie kommt es, daß Sie — —?“
 „Daß ich des Sultans Rod trage, wollten Sie doch fragen?“ unter-
 brach der Jüs-Baschi den Westfalen. „Ich will mal zuerst Ihre erste
 beantworten: Ja bin Deutscher, und obendrein ein Landsmann
 von an. Wir noch heute meine engere Heimat anzuhören, dürfte
 schwerer fallen. Nun möchten Sie wissen, wie ich in osmanische
 komme? Junger Kamerad, das hätte mich bisher keiner fragen
 können, und das weiß außer Allah und mir auch kein Mensch. Der eine,
 den ich kenne, ist tot. Allah sei's geklagt! Wenn der jetzt noch lebte!
 eine der Helden des osmanischen Heeres, wie er viele Jahre
 in seinen glänzenden Offiziers war. Ein Deutscher, der in türkische
 übergetreten, auch den mohammedanischen Glauben ange-
 nommen hatte. Ein Brachtmensch, der nur einen Fehler hatte, der sein
 Ende mit sich brachte. Ich habe niemals eine großartigere
 Erscheinung gesehen, als ihn. Wenn er durch Konstantinopels
 ging, schaute ihm jeder nach. Ramentlich die Frauen. Alle
 schaute, alle Welt liebte ihn. Das ist lange her. An zwanzig Jahre!

war es auch —“

Jählings schwieg der Jüs-Baschi und schaute um sich. Dann sprach
 er zornig: „Bei Allah, ich werde heute' abend redselig wie ein altes Weib.
 Erzähle Ihnen, dem Fremden, was nie über meine Lippen ging. Das
 kommt von den herrlichen Heimatliedern und der deutsch-osmanischen
 Waffenbrüderschaft. Ach, wenn nur der eine, einzige diese Erfüllung
 seines liebsten, stolzeften Traumes erlebt hätte! Ich mußte den ganzen
 Abend an ihn denken, sah ihn immer dort in die Batterie treten, um
 leuchtenden Auges unseren Liedern zu lauschen und mitzusingen.“

„Der, von dem Sie reden, muß ein guter Mensch gewesen sein,“
 sagte der Westfale leise, als der Jüs-Baschi wieder schwieg und vor sich
 hin sah.

„Ein guter Mensch? Das sagt gar nichts! Mir ist er Vater und
 Mutter, Glaube und Heimat geworden, als ich das alles auf einmal
 verlor. Auf der Sultan-Valide-Brücke in Konstantinopel, wo ich, in
 meinem Elend den Bettlern und Straßenhunden vergleichbar, meinem
 Leben durch einen Sprung ins Meer ein Ende machen wollte, riß er
 mich im letzten Moment vom Geländer herunter. Während er mich
 aufforderte, mit ihm zu kommen, ließ er sich meine Schuld beichten,
 die, das merkte ich, in seinen Augen weniger schwer wog, als in meinen
 eignen. Er nahm mich mit in sein Haus, gab mir Obdach und Speise
 und fragte mich nach einigen Tagen, ob ich bei ihm bleiben, in seine per-
 sönlichen Dienste treten wollte. Ach, wie gerne tat ich das! Von da an
 war ich ihm ergeben, wie ein Hund seinem Herrn, und ich liebte ihn bald
 so, wie ich nur noch meine Mutter geliebt habe. Nach einigen Jahren
 wurde ich gleich ihm Türke und Mo-
 hammedaner. Er, der alle behörd-
 lichen Angelegenheiten für mich ord-
 nete, verhalf mir, einem Hergenswunsch
 von mir entsprechend, dem Eintritt ins
 türkische Heer, in dem ich unter ihm
 diente, bis er — — bis er — —“

Hier schwieg der Jüs-Baschi wie-
 der. Ein Lehtes schien er nicht sagen
 zu wollen, nicht sagen zu können.
 „Und haben Sie Ihre Heimat nie
 wiedergesehen? Nie von dort gehört?“
 „Nur von meiner Mutter Tod,
 die bald nach der Stunde starb, in der
 mich mein jähzorniger Vater von der
 Heimatsschwelle verließ. Und warum?
 Weil ich nicht, wie es in unserer
 Familie Sitte war, als Zweitgeborener
 in einen klösterlichen Orden eintreten
 wollte. Da er mich dazu zu zwingen
 versuchte, erbrach ich eines Nachts seinen
 Pult, um mir Geld zu nehmen und auf
 und davon zu gehen. Und da — —
 Nun, das Uebrige brauche ich nicht
 zu erzählen.“

Während der letzten Worte des
 Jüs-Baschi war es wie Schuppen von
 den Augen des jungen Westfalen ge-
 fallen. Der ihm da die Geschichte seines
 Lebens erzählte, konnte, mußte der
 längst verschollene Bruder seines Vaters,
 der von ihm oft beklagte Bruder Wil-
 helm, sein. Daheim, in der Unter-
 stube des westfälischen Bauernhofes,
 hing ein Bild von ihm als Jüngling, dem
 der Jüs-Baschi noch heute ähnlich sah.
 Der junge Westfale kämpfte schwer
 mit sich, ob er sich als Neffe zu er-
 kennen geben sollte. Endlich entschloß
 er sich dazu.

„Liegt Ihr Heimathof nicht im
 Münsterländischen und heißt er nicht der Meerhof?“ fragte er mit
 vor Erregung bebender Stimme.

Wie von einer Biper gestochen, fuhr der Jüs-Baschi in die
 Höhe. „Junge, was wagst du?“ schrie er. „Ist's dessen nicht genug,
 was mir dir gegenüber vom Munde kam? Ich weiß nicht, wie
 und warum?“

„Weil die Stimme des Blutes gesprochen haben wird, Onkel
 Wilhelm,“ sagte der Westfale und griff mit beiden Händen nach der
 Rechten des zornigen Mannes. „Meine Heimat ist der Meerhof, und
 mein Vater ist dein Bruder. Ich trage den Namen, den du in der Jugend
 trugst, und kann dir sagen, daß du unvergessen im Vaterhause bist. Mein
 Vater spricht oft in Sehnsucht und Trauer von dir, und ich kann dir
 sagen, daß Großvater mit einem Segen für dich gestorben ist.“

Das gebräunte Antlitz des Jüs-Baschi war unter den Worten
 seines Neffen fahl geworden, und durch seine hohe Gestalt lief ein Beben.
 Einige Minuten schwieg er, ehe er mit selten belegter Stimme sagte:
 „Junge, dein einsiges zum Ordensbruder bestimmter Onkel ist Mo-
 hammedaner geworden und glaubt an sein Kismet. Ich will es Allah,
 der ja auch dein Gott ist und auf der ganzen Welt nichts anderes als
 immer dasselbe, als Liebe, predigt, danken, daß er dich mir in den Weg
 führte. Wer weiß, was uns beschieden ist; kommst du aber heim, so
 grüße mir den Bruder und die alte Heimat!“

Eine unbenutzte namenlose Sehnsucht klang aus des Jüs-Baschis
 Worten, die den jungen Neffen tief erschütterte. Mit leiser Stimme
 bat er: „Versprich mir eins, Onkel Wilhelm: wenn der Krieg vorbei,
 wenn wieder Friede sein wird und wir leben, mit in deine und meine
 Heimat zu kommen. Und sollte ich fallen, überbringe meine letzten

Kriegers Abendlied.

Großer Gott, dich preisen wir,
 Der du heut' uns beigestanden,
 Leite du uns für und für,
 Mach der feinde List zuschanden,
 Gib uns ständig dein Geleit
 In der schweren Kriegeszeit.

Schütz die heimat, starker Gott,
 Unserer Kinder dich erbarme,
 halte ferne alle Not,
 herr, mit deinem starken Arme;
 Nur allein in deiner hut
 Ruhn wir sicher, sanft und gut.

Möge'st ferner mit uns sein,
 Laß uns niemals unterliegen,
 Nur in deiner Kraft allein
 Werden wir auch ferner siegen,
 Gib uns frieden bald, o Gott,
 Wende alle Kriegesnot!

Paul Rickhoff.



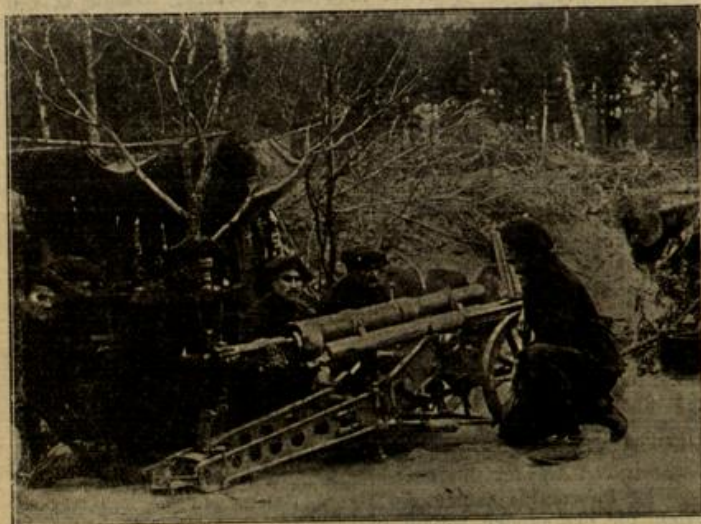
Aus dem von den Russen zerstörten Hohenstein in Ostpreußen:
Die Ladeninhaber haben vor ihren zerstörten Häusern Verkaufs-
stände eingerichtet. (Phot.: Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.)



Ein fünf Meter tiefer sog. Granatsollen,
Schutz gegen alle einschlagenden Geschosse
bietend. (Phot.: D. Zeitung.)



Vom serbischen Kriegsschauplatz: Gefangene Serben in Semendria.



Die französische Elitetruppe, genannt „Blaue Teufel“,
bringt eine neue eigenartige Bergkanone am Lingelkopf
in den Vogesen in Stellung. (Phot.: Emil Bistenow.)

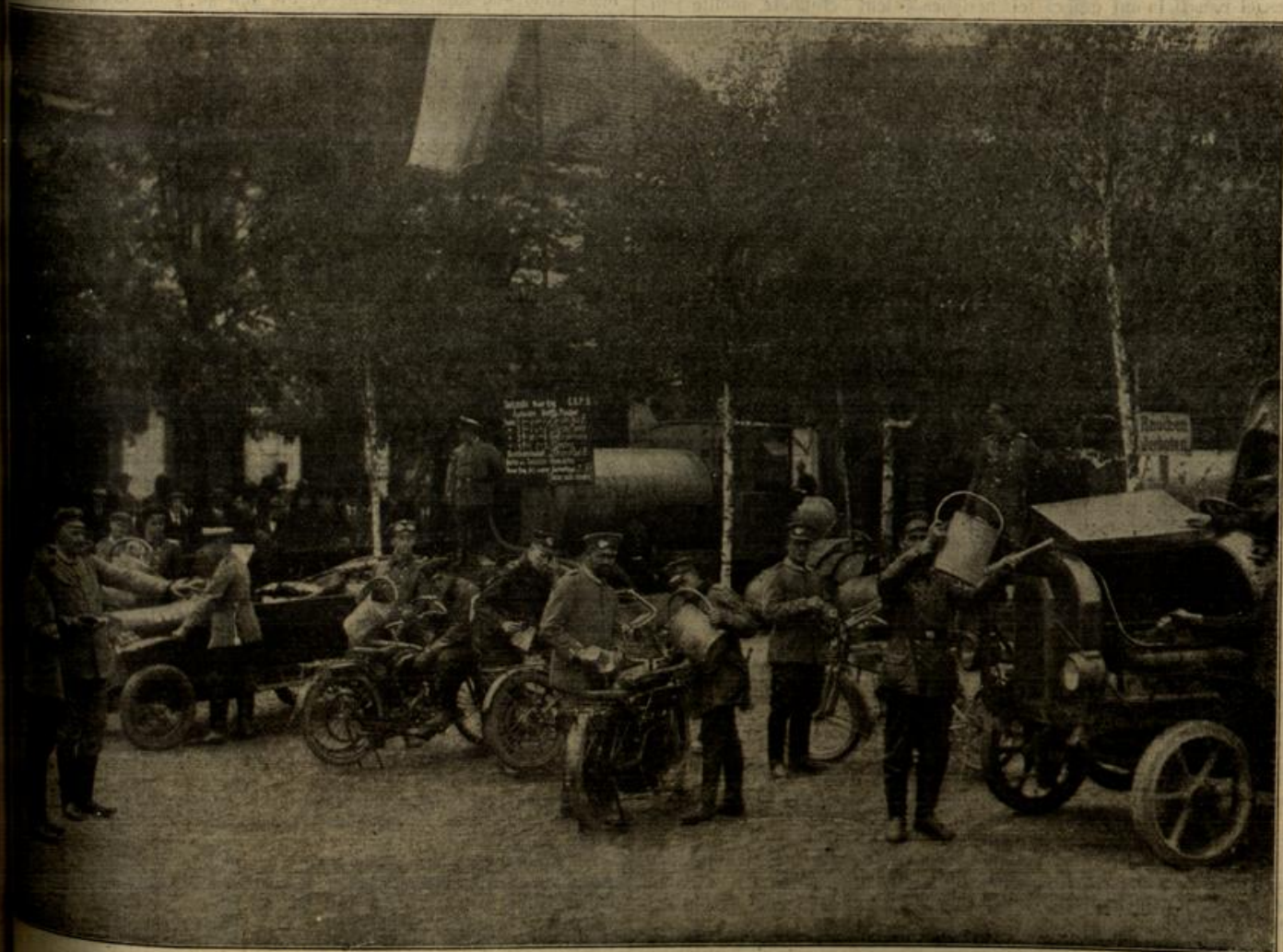


Ein schweres italienisches Geschütz an der Isonzo-Front,
durch starke Schutzwälle aus Sandsäcken geschützt.
(Phot.: Vereinigte Fotobureaux Amsterdam.)



Vom italienischen Kriegsschauplatz:
Oesterreichische Patrouille im Gefecht an der Tiroler Grenze.

(Phot.: Leipziger Presse-Büro.)



Vom russischen Kriegsschauplatz:
Eine Benzin-Ausgabestelle in einer wichtigen deutschen Etappenstation. (Um sie den Blicken feindlicher Flieger zu entziehen, ist die ganze Straße in einen künstlichen Wald umgewandelt worden).

(Phot.: Leipziger Presse-Büro.)

Wriske, die den Meinen dann weniger schmerzen werden. Willst du, Onkel Wilhelm?"

Eine Weile schwieg der Für-Baschi. Man sah ihm an, daß er einen schweren Kampf mit sich kämpfte. Als er aber in das junge, offene Gesicht und die bittend auf ihn gerichteten Augen des Brudersohnes schaute, sagte er feierlich: „Um der herrlichen Erfüllung wegen, die Allah dem tiefsten und höchsten Wunsche dessen angedeihen ließ, der zu seinen Freunden einging, um der deutsch-osmanischen Waffenbrüderschaft halber: es sei, wie du wünschst. Das loß für heute meine letzten Worte sein. Allah sei mit dir und gute Ruh!"

Damit verließ der Für-Baschi die Batterie, aus der ihm der junge Westfale mit glänzenden Augen nachsah.



Adolf Menzel.

(1815—1915.)

Von Ernst Edgar Reimérdes.

(Nachdruck verboten.)

Am 8. Dezember fährt sich zum hundertsten Male der Tag, an welchem Adolf Menzel, eine der glänzendsten Erscheinungen der deutschen Kunst des vergangenen Jahrhunderts, geboren wurde. Den „Ruhmesthron" Friedrichs des Großen und seiner Armee" pflegt man ihn in völliger einseitiger Auffassung seines Schaffens und in Verkennung seiner Originalität häufig zu nennen; denn die große Menge sieht in ihm meist nur den Maler des Fri-erizianischen Zeitalters, einen „preussischen Horace Vernet". Damit aber ist Menzels Tätigkeit keineswegs erschöpft.

Der Künstler selbst schätzte seine Historienmalerei übrigens nicht sehr hoch ein und entschloß sich erst verhältnismäßig spät dazu, diese „Mode" mitzumachen. Seine auf das Wirkliche und Wahre gerichtete Anschauungsweise fand eigentlich im Gegensatz zur Historienmalerei. So kam es auch, daß seine ersten Versuche auf diesem Gebiet mißlangen.

Menzel gelangte früh zu Ruhm und Ansehen, das Glück war ihm zu allen Zeiten hold; ohne große Kämpfe und Enttäuschungen, wie sie Künstlern sonst selten erspart bleiben, erreichte er das Höchste in seiner Kunst.

Menzel kam am 8. Dezember 1815 in Breslau zur Welt. Sein Vater war Vorsteher einer Mädchenschule, wandte sich aber später der Lithographie zu. 1830 siedelte die Familie nach Berlin über. Obwohl Menzel von klein auf großes zeichnerisches Talent bekundete, wollte sein Vater einen Gelehrten aus ihm machen. Die Verhältnisse aber brachten es mit sich, daß nichts daraus wurde.

Menzel half seinem Vater bei dessen lithographischen Arbeiten und bewies sein Talent im Entwerfen von Menajets- und Tischkarten, Wein-etiketts, Zigaretten für Preisverzeichnisse usw. Als der Vater 1832 plötzlich starb, mußte der sechzehnjährige Sohn für die Familie sorgen. Er führte die kleine lithographische Anstalt weiter und bemühte jeden freien Augenblick, um sich auf künstlerischem Gebiet weiterzubilden. Seine Bemühungen um eine Freistelle an der Akademie scheiterten am Widerstand Gottfried Schadows, des damaligen Akademiedirektors, der ihn nicht für begabt genug hielt. Somit war Menzel darauf angewiesen, auf eigene Hand Studien zu treiben. Später besuchte er die Gipsschule der Akademie, jedoch nur kurze Zeit, da er bald einsah, daß er wenig Nutzen davon hatte. Mit unermüdlichem Fleiß arbeitete der junge Künstler an der Ausbildung seines Talents, überall, wo er ging und stand, zeichnete er, was ihm vor die Augen kam, das Skizzenbuch war sein ständiger Begleiter. Der Wunsch, der Welt zu zeigen, daß er auch ohne akademisches Studium etwas zu leisten imstande sei, spornte ihn zu höchstem Eifer an.

Auf den achtzehnjährigen wurde der Kunsthändler Sachse aufmerksam, der ihm den Auftrag erteilte, zu Goethes „Künstlers Erbenwollen" sechs Federzeichnungen anzufertigen. Menzel erledigte seine Aufgabe mit Geschick, sogar Schadow versagte ihm keinen Beifall nicht.

Die nächste Arbeit Menzels waren die „Denkwürdigkeiten aus der Brandenburgischen Geschichte" (ein Umschlagtitel und 12 Bilder in Lithographie und Kreide), ein Versuch, geschichtliche Darstellungen auf seine eigene Art und Weise auszuführen. Das Werk, in welchem Menschen und Zeitstimmung, die er mit großem Fleiß studiert hatte, treffend wiedergegeben worden sind, erregte allgemein Aufsehen, namentlich infolge der überraschenden Unabhängigkeit des jugendlichen Künstlers vom herrschenden Kunstgeschmack der Zeit.

1836 machte Menzel auf eigene Hand die ersten Versuche in der Delmalerei, in der er bald eine gewisse Meisterschaft erlangte. Sein erstes Cellbild stellte eine Schachpartie dar.

1839 begann der Künstler mit den Zeichnungen zu Ruglers „Geschichte Friedrichs des Großen". Diese Blätter zeugen vom gründlichen Studium und der genauen Kenntnis des Zeitalters Friedrichs II. Vor und nach Menzel ist kein Maler so tief in den Geist jener Zeit eingedrungen.

Mit rastlosem Eifer zeichnete er jedes Bild des Königs ab, dessen er habhaft werden konnte, bis er sich das Gesicht seines Helden ganz zu eigen gemacht hatte. Ebenso eingehend studierte er die Persönlichkeiten aus der Umgebung Friedrichs, die Uniformen und Waffen jener Zeit, die Details, überhaupt alles, was in Beziehung zum König geranden hatte.

Die Bilder zu Ruglers „Geschichte Friedrichs des Großen", sowie zu den Werken des Königs, die er im Auftrage Friedrich Wilhelms IV. schuf, zeichnen sich durch unbedingte historische Treue, überraschende Lebendigkeit der Figuren und Szenen, sowie durch glänzende malerisch-

impressionistische Technik aus. Dasselbe gilt von den Delbildern aus der Zeit des großen Friedrich, dem Flötensongert, der Schlacht bei Hochkirch, der Tafelrunde in Sanssouci, Begegnung Friedrichs mit Kaiser Joseph II. in Reize, Friedrich der Große auf Reisen usw.

Menzel hat mit seiner großen Kunst die Heldengestalt Friedrichs erst für uns geschaffen, so wie wir ihn uns vorstellen, erkliden wir ihn auf seinen Bildern, viel besser als auf denjenigen von Zeitgenossen, wie Pesne, Chodowiecki usw. Menzel hat das ganze Zeitalter des großen Königs vor uns erscheinen lassen, so wie er den Einzigen geschildert, wie er ewig im deutschen Volke fortleben.

1842, nach Beendigung der Bilder zur „Geschichte Friedrichs des Großen", begann Menzel mit dem umfangreichen Uniformwerk „Die Armee Friedrichs des Großen" (600 kolorierte Lithographien; nur in 30 Exemplaren erschienen); ein ungeheures Unternehmen, das ihn mit Unterbrechungen bis 1857 beschäftigte. Es enthält in lebendig aufgefahnen Charakterfiguren die Uniformen und Waffen aller Truppengattungen, jeder Charge auf Grund eingehender Studien.

1850—1855 entstand das Holzschnittwerk „Aus König Friedrichs Zeit", zwölf Bildnisse, die den König und seine berühmtesten Helden in Halbfiguren zeigen.

Mit ähnlicher Begeisterung, wie er die Fri-erizianische Epoche verherrlicht hat, schilderte Menzel auch das Zeitalter König Wilhelms I., eine bedeutend leichtere Aufgabe für ihn, da er selbst in dieser Zeit lebte. 1861 erhielt der Künstler den Auftrag, die Krönung König Wilhelms I. in Königsberg am 18. Oktober jenes Jahres zu malen. Zur Vollen- dung des bekannten Nischenbildes mit seinen 132 Porträts, das sich im Kaiser-Schloß in Berlin befindet, brauchte er fast vier Jahre; es ist ohne Frage das zeichnerisch wie malerisch beste Repräsentationsbild der neueren Kunst nicht nur eine „bildliche Urkunde", sondern ein Kunstwerk ersten Ranges.

Seit Vollen- dung dieses Wertes war Menzel ständiger Gast bei den Berliner Hoffestlichkeiten, wo sein Malerauge Gelegenheit fand, sich am Glanz der bunten Galauniformen und Toiletten, der funkelnden Orden und Edelsteine zu weiden. Die Früchte dieser Studien waren die bekannten Delbilder von den Festen König Wilhelms I.: „Ballgesellschaft", „Tanzpause", „Cercle", „Ballsoirée"; alles lebensprühende Bilder.

Die Stimmung der Tage nach der französischen Kriegserklärung hat der Künstler auf seinem Gemälde „Abreise König Wilhelms zur Armee am 31. Juli 1870" mit hoher Meisterschaft wiedergegeben.

In den fünfziger Jahren schuf Menzel u. a. auch einige blickende Bilder, zwar von eigenartiger Auffassung, aber einem manchmal allzu- derben Realismus (der zwölfsährige Jesus im Tempel, Austreibung der Wechslers, Adam und Eva).

Während eines Aufenthaltes in Paris (1867) empfing Menzel neue Eindrücke und Anregungen, die ihn zu zahlreichen Bildern begeisterten, wie „Pariser Boulevardszene", „Sonntag im Tuileriengarten", „Wochentag in Paris" usw. Uebrigens war Menzel der erste deutsche Maler, welcher in Frankreich rühmlich anerkannt wurde.

Trotz seines Pariser Aufenthalts hielt der Künstler sich frei von französischen Einflüssen, ebenso von italienischen. Menzel nuzte in seiner ganzen Ausbildung in der Heimat; seine Kunst blieb stets der Ausdruck seines persönlichen Lebens: deutsch. Italien, das „gelobte Land", lernte Menzel nur flüchtig kennen; kurze Besuche Veronas regten ihn zu seinem überaus lebendigen Bilde „Piazza d'Erbe" an. Dabei wirkte ihn das italienische Solastokolorit wenig, ihm war es mehr um die Mannigfaltigkeit der Szenerie, um den Humor zu tun.

Menzels eigenartigste Schöpfung ist das in der ganzen modernen Kunst unübertroffen dastehende Eisenholzwerk, das er im Alter von 60 Jahren schuf. Mit diesem Bilde betrat der Meister ein Stoffgebiet, welches der deutschen Kunst noch nicht erschlossen war. Das Werk bedeutet einen Höhepunkt in Menzels Schaffen, es ist namentlich unverzicht in der Pracht der malerischen Wirkung.

Außer den genannten Hauptwerken hat Menzel noch zahlreiche andere geschaffen, wie z. B. die Zeichnungen zum „Zerbrochenen Krug" und das famose Kinderalbum mit den Tierbildern. Sie alle zeichnen sich durch schärfste Charakteristik und virtuose Behandlung des Stofflichen aus.

Menzel war der vielseitigste deutsche Maler der Neuzeit, bewandert in jeder malerischen und zeichnerischen Technik. Sein Lebenswerk umfaßt 70 Jahre. Wunderbar war es, daß der Meister bis an sein Ende die Sicherheit der Hand, die Schärfe des Auges und die rege Phantasie behielt.

Menzel war im deutschen Sinne Impressionist und Naturalist schon zu einer Zeit, wo man bei uns noch nicht an eine tiefgehende Spaltung in künstlerischen Ansichten dachte. Diesem seinem künstlerischen Glauben ist er bis ins hohe Alter treu geblieben.

Das Leben Menzels war reich an Ehren; zu seinem siebenzigsten Geburtstag ernannte ihn Kaiser Wilhelm I. zum Kanzler der Friedrichs-Geburtsstiftung; zehn Jahre später machte ihn Wilhelm II. zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat Excellenz. Außerdem schenkte er ihm seine von Schott modellierte Büste. Die Stadt Berlin ernannte den Künstler zum Ehrenbürger. 1898 wurde er Ritter des Schwarzen Adlerordens, womit die Erhebung in den Adelsstand verbunden war, eine Auszeichnung, wie sie bis dahin noch keinem Künstler zuteil geworden.

Menzel war sein Leben lang ein einsamer Mensch, ein Menschenverächter. Nur die Arbeit hatte Reiz für ihn. Sein Witz, der auf manchen seiner Bilder zutage tritt, ist oft boshaft.

Von den Frauen hat er nie viel gehalten, deshalb blieb er auch unvermählt.

Nach kurzem Unwohlsein starb Menzel am 9. Februar 1915 im Alter von 99 Jahren. Wie im Leben, so wurde er auch im Tode geehrt. Auf Veranlassung des Kaisers gestaltete sich das Leichenbegängnis

13. Februar zu einer großartigen Kundgebung. Noch nie hat eine Herrscherfamilie oder dem Heere in hohem Range angehörende Persönlichkeit eine solche Totenfeier gehabt. Die Leiche war im Alten Museum aufgebahrt, Schloßrenatiere in ihrer an die Zeit Friedrichs des Großen erinnernden Uniform bildeten Spalier. Kaiser und Kaiserin sämtlichen in Berlin anwesenden Prinzen wohnten dem Trauerakt bei.

Auf einem mit sechs Pferden bespannten königlichen Leichenwagen wurden die sterblichen Ueberreste des Kaisers nach dem Drifflinghof überführt, wo auch dessen Eltern ruhen. An der Spitze des übersehenden Trauerzuges schritt der Kaiser, der so bis zuletzt den einzig-ortigen Künstler ehrte, welcher der Ruhmestempel seines großen Ahnherrn gewesen.

Allerlei.

Von den Kriegsschauplätzen.

Die Kämpfe im Westen tragen schon seit mehr als einem Jahr das Gepräge des Stellungskrieges. In unendlich langer Front vom Meer bis zu den Vogesen liegen die vordersten Reihen der Kämpfenden in Schützengraben einander gegenüber. In jäher Ausdauer haben die Deutschen, deren Haupttruppen auf andern Kriegsschauplätzen erfolgreich die Entscheidung ringen, hier jeden Meter des gewonnenen Bodens verteidigt und halten den an Zahl überlegenen Feind in Schach, bis der große Tag kommt, da auch im Westen eine große deutsche Offensive wieder einsetzt. In den Vogesen waren die Kämpfe mit russischen Gilitruppen besonders heftig.

Im Osten ist in den Kämpfen nach der großen deutschen Offensive eine Pause eingetreten. In den vom Krieg heimgesuchten Teilen Ostpreußens werden nach und nach die Folgen der Verheerung beseitigt. Auch in den eroberten russischen Gebietsteilen sucht eine deutsche Verwaltung wieder erträgliche Zustände zu schaffen.

Der Schauplatz, auf dem die Entscheidung des Weltkrieges in den letzten Wochen mächtige Schritte vorwärts tat, war Serbien, wo man den Korridor nach dem Orient frei machte und der Politik der schwere Wunden schlug.

Den Italienern half auch die dritte große Offensive wenig. Sie hatten zwar ungewöhnlich viel Artillerie diesmal aufgebieten. Aber der unüberwindlichen Widerstandskraft der Oesterreicher scheiterten ihre Bemühungen.

Unser letztes Bild führt uns an die schweizerische Grenze und zeigt uns das Gegenüber der deutschen und schweizerischen Bewachungstruppen.

Rätsel.

Turmzug-Problem.

	sei	ner	Fän			
mäch	mit	fiel	gen	mann	grim	
flig	gleich	und	den	franz	mig	
ens	de	ran	we	ld	an	
preu	hen	ta	so	ern	bai	
wie	schlag	fen	schar	schlag	der	
wel	tern	an	beis	wie	tag	
em	frei	ten	sem	som	mer	

(Nachdruck verboten.)

Kettenrätsel.

Aus folgenden 16 ein-silbigen Worten sind 16 zweisilbige Worte zu bilden, und zwar so, daß jedesmal eine Silbe des einen die Anfangsilbe des folgenden Wortes bildet: Gold, Tier, Wart, Blut, Stein, Rock, Uhr, Fleck, Staub, Saum, Weg, Tuch, Turm, Feld, Burg, Blatt.

Nicht.

Ein Schandfleck seiner eilen Rasse
Ist er mit t, ein garstig Tier.
Vom d dich nicht ver-loden lasse,
Er bringt Verderben, Fischlein, dir.

Susanne Welt.

Zuschnittaufgabe: Wo ist der Korpschund?



Dadurch
sollen sie
die
weiße
Silhouette
des
Hundes
umschließen.

Scherzrebus.



Ordnungsaufgabe.

Aachen — Berlin — Dresden — Essen — Gotha —
Halle — Hamburg — Ilmenau — Leipzig — Rostock —
Sondershausen — Ulm — Unna — Naumburg.

Man ordne die vorstehenden Städten man so, daß ihre Anfangsbuchstaben wiederum eine deutsche Stadt nennen. Paul Rieckhoff.

Begierbild.



Wo ist der Kriegsverurtheilter?

Auflösungen der Aufgaben in der letzten Nummer.

Auflösung der
Zusammenhangsaufgabe:



Auflösung des Bilderrätsels:
Der Ehre Gebot, Sieg oder Tod.

Auflösung der Scharade:
Opfer.

Auflösung des Worträtsels:
Roma — Amor.

Auflösung des Kryptogramms:
Der Erste ist nicht der unumschränkte Herr,
sondern nur der erste Diener seines Volkes.

Auflösung der Zifferaufgabe:

Vorhand: e K, O, 9, 8, 7, r 8, s D, O, 9, 7.
Sinterhand: g 10, K, r D, 10, K, O, 9, 7, s K, 8.

1. e O, e D, g 10 = 24
2. s K, s D, s 10 = 25
3. e K, g K, e 10 = 18

womit die Gegner gewonnen haben.

Der Krieg 1914/15

Kriegs-Chronik.

(82. Fortsetzung.)

3. November: Südwestlich von Anjasevac verfolgen die bulgarischen Truppen, haben den Brückenkopf von Surljig genommen, den Surljig-Timof überschritten und dringen über den Plasberg (1327 Meter) und die Gulijska (1369 Meter) nach dem Rjawa-Tal vor. Der Bogov-Berg (1154 Meter) westlich von Bela-Balanka ist behauptet.

Das neue französische Kabinett Briand stellt sich der Kammer vor. Als sein Programm erklärt es den Sieg mit Wiedereroberung Elsass-Lothringens.

4. November: Nördlich Massiges erstürmen unsere Truppen einen französischen Graben in einer Front von 800 Metern. Die Armee Bothmer hat in den letzten Tagen 3000 Gefangene gemacht.

Gegen zähen feindlichen Widerstand sind unsere Truppen beiderseits des Koslenik-Berglandes (nördlich von Kraljevo) im Vordringen. Nördlich davon ist die allgemeine Linie Rakuta-M. Pelica-Jagobina überschritten. Nördlich der Morawa weicht der Gegner; unsere Truppen folgen; es werden 650 Gefangene gemacht. Die Armee des Generals Bojadjeff hat Balkonje und Bosjevac (an der Straße Zajecar-Paracin) genommen und im Vorgehen von Surljig auf Risch den Kalafat (10 Kilometer nordöstlich von Risch) erstürmt.

Infolge Differenzen des griechischen Kriegsministers mit Venizelos stellt der Ministerpräsident Jannis die Vertrauensfrage. Das Ministerium erhält das Vertrauen nur von 114 gegen 147 Stimmen, worauf es seinen Rücktritt erklärt. Die Venizelospartei verlangt Griechenlands Teilnahme am Krieg gegen Bulgarien.

Die rumänische Presse veröffentlicht eine halbamtliche Note, daß Rumänien vollkommen ungebunden sei, daß nicht die geringste Verpflichtung besteht, Serbien zu verteidigen, daher Bularest Friede nicht von den Signatar-Mächten, sondern durch den Eingriff der Zentralmächte geändert werde.

5. November: Ein seit dem 26. Oktober von den Franzosen besetztes Grabenstück bei Le Mešnil wird vom Feinde gesäubert. Bei Massiges werden französische Gegenangriffe zurückgewiesen.

Im Südwesten von Dünaburg werden neue russische Angriffe blutig abgewiesen. — Auch bei Czartorysk und Komarow unternehmen die Russen erfolglose Vorstöße. — Die Armee Bothmer schlägt die Russen bei Siemilowce neuerdings.

Die Kämpfe im Görgischen nehmen an Heftigkeit ab.

Im Moravacatal werden die Serben bei Arilje zurückgedrängt, im Moravacatal wird Paracin genommen.

Der österreichisch-ungarische Angriff gegen Montenegro schreitet auf der ganzen Front siegreich fort.

6. November: Im Westen keine besonderen Ereignisse.

Vor Dünaburg enden neue russische Durchbruchversuche wieder mit völligem Mißerfolg.

An der Strypafront scheitern russische Vorstöße unter schweren Verlusten des Angreifers; bei Siemilowce ist Ruhe eingetreten; die Gesamtbeute der Armee Bothmer an Gefangenen beträgt 50 Offiziere und 6000 Mann.

An der italienischen Front herrscht im allgemeinen Ruhe.

Die Armee von Köwew gewinnt den Engpaß von Klisura; deutsche Truppen haben Kraljevo besetzt.

Bei Krivovir haben die deutschen und bulgarischen Hauptkräfte Fühlung genommen.

Nach dreitägigen Kämpfen haben die Bulgaren die besetzte Hauptstadt Risch erobert.

7. November: Nordwestlich des Sventensees wurden die eingebrochenen Russen wieder hinausgeworfen.

Beiderseits Kraljevo ist die Morawa überschritten. In Kraljevo werden 130 Geschütze erbeutet. Die Deutschen stehen dicht vor Anjasevac. Die Armee Gallwitz nimmt 3000 Serben gefangen.

Die montenegrinische Hauptstellung wird durchbrochen.

Soko-Banja und Zukowo werden von den Bulgaren genommen; es wird die Verbindung zwischen den deutschen, österreichisch-ungarischen und bulgarischen Truppen hergestellt.

Südlich Strumiza werden englisch-französische Truppen im Bajonettkampf zurückgeworfen.

8. November: Leutnant Immelmann schießt den sechsten feindlichen Flieger ab. Am Hilfenfirt wird dem Feind ein Graben entzissen.

Bei Jakobstadt und Dünaburg wird ein großer russischer Angriff zurückgeworfen.

Österreichisch-ungarische Truppen haben Zwanjica und den Bienen erreicht. Die Morawa ist an zahlreichen Stellen überschritten. Krusevac wurde bereits in der Nacht vom 6. zum 7. November besetzt.

Über 3000 Serben sind unversehrt gefangen genommen und über 1500 verwundete Serben wurden in Lazaretten gefunden. — Die Beute besteht, soweit bisher festgestellt wurde, aus 10 Geschützen, viel Munition und Material sowie erheblichen Vorräten. Im Tal der südlichen (Biala)-Morawa wurde Prastowce durchschritten.

Am 7. November nachmittags wurde der kleine Kreuzer „Undine“ bei einer Patrouillenfahrt südlich der schwedischen Küste durch zwei Torpedoschiffe eines Unterseebootes zum Sinken gebracht. Fast die ganze Besatzung ist gerettet.

Das griechische Kabinett ist unter Ausschluss von Jannis durch den schiedlichen parteilosen Politiker Stulakis neugebildet und vom König Konstantin bestätigt worden. Das Kabinett setzt die Neutralitätspolitik fort.

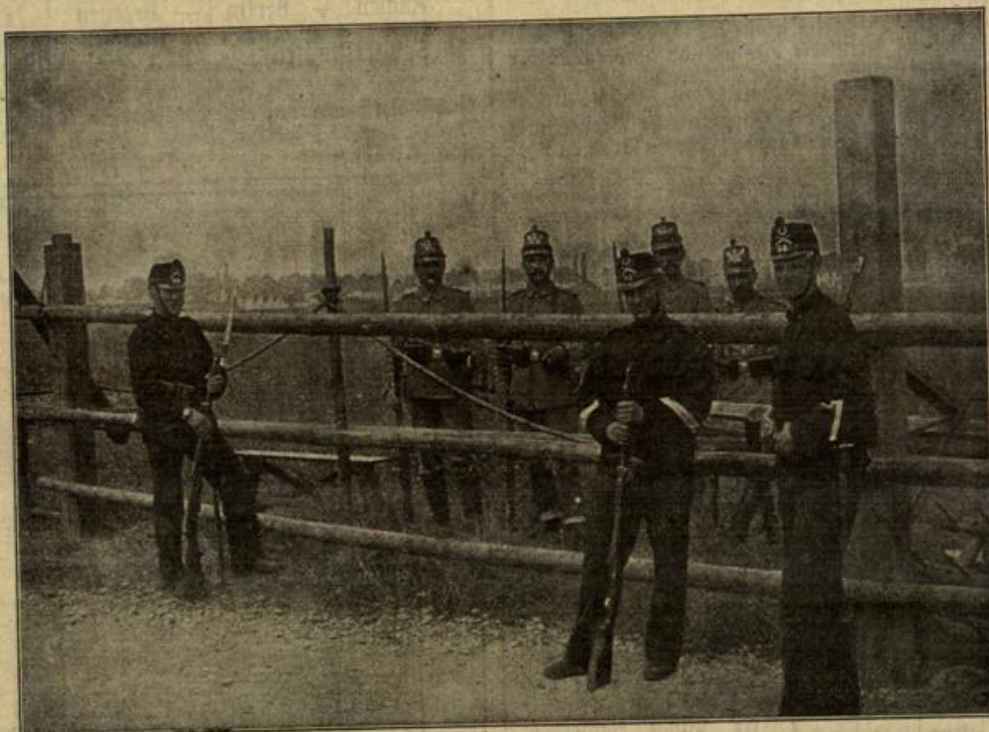
9. November: Bei Dünaburg wird ein russischer Angriff zurückgewiesen.

Südlich von Kraljevo und südlich von Krusevac ist der Feind aus seinen Nachhutstellungen geworfen. Unsere Truppen sind im weiteren Vordringen. Die Höhen bei Glunis auf dem linken Ufer der südlichen Morawa sind erstürmt. Die Beute von Krusevac beträgt sich auf 50 Geschütze, darunter 10 schwere, die Gefangenenzahl auf über 7000.

Die Armee des Generals Bojadjeff hatte am 7. November abends nordwestlich von Melsinac sowie westlich und südwestlich von Risch die südliche Morawa erreicht und hat im Verein mit anderen, von Süden vorgehenden bulgarischen Heeresteilen Leskovac genommen.

Die Bulgaren melden die Besetzung von Melsinac, Mafotina, Jltowac und in Makedonien von Tetowo. Als Kriegsbeute in Risch wurden bis jetzt gezählt: 42 Festungsgeschütze, Tausende von Gewehren und Risten mit Munition, 700 Eisenbahnwaggons mit Lebensmitteln beladen, viele Automobile, viel Sanitätsmaterial, unter anderem 12 Desinfektionsmaschinen, 500 Wasserpumpen, 500 neue Fahnen, Hunderttausende von Soldatenwäschestücken und Uniformen. Es sind noch viele Pulverdepots in der Stadt und Umgebung. Weiter haben die Serben auf ihrem Rückzug noch zahlreiche Geschütze, Maschinengewehre und Gewehre zurück, die noch nicht gezählt sind. Bis jetzt wurden in Risch 5000 Gefangene gezählt.

(Fortsetzung folgt.)



Ein Bild von der schweizerischen Grenze:
Auf der einen Seite schweizerische Grenzposten, auf der andern Seite deutsche Landsturm-Infanteristen. (Phot.: Franz Otto Koch, Berlin.)